



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Laenger, Max: Plaudereien über deutsche Kolonien : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Plaudereien über deutsche Kolonien

Von Max Laenger

(Schluß)



ntsprechend der außerordentlich üppigen Vegetation findet man auf Kaiser Wilhelms-Land die Vogelwelt in zahlreichen Arten überreich vertreten. Die buntschillerndsten, farbenprächtigsten Repräsentanten, vornehmlich Tauben und Papageien, beleben den Urwald. Der wunderbare, sehr wertvolle und teuer bezahlte Paradiesvogel wird von Jahr zu Jahr seltner. Darum hat die Regierung hohe Strafe auf seine unerlaubte Tötung gesetzt. Ein Jagdschein, für Erlegung eines Exemplars ausgestellt, kostet 100 Mark. Die Gewässer sind durchweg fischreich, und die Bewohner des Archipels sehr geschickte Fischer. Bemerkenswert ist, daß diesem Gewerbe nur die Männer obliegen; die Frauen dürfen nie zugegen sein; bei besonders großen Fischzügen sondern sich die Männer vollständig von den Frauen ab. Sehr gefürchtet sind die Alligatoren, die in Menge und in sehr großen Exemplaren vorkommen, oftmals in die Pflanzungen einbrechen und das Vieh anfallen. Während meiner Anwesenheit auf Neu-Pommern wurde einem in der Blanchebai wohnenden Pflanzer vor seinen Augen am hellen Tage ein großer wertvoller Hund durch eine solche Bestie geraubt, die blitzschnell mit dem heulenden Rötter in der Tiefe des Wassers verschwand, ehe sich der Weiße von seinem nicht geringen Schrecken erholen und auf den frechen Räuber schießen konnte.

Die Pflanzer bauen hauptsächlich und mit gutem Erfolg Kokospalmen, Baumwolle und Tabak. Der Krebschaden des ganzen Betriebs ist hier wie überall in den Kolonien die Arbeiterfrage. Außer Kanakas, die unter mancherlei Schwierigkeiten von den verschiedenen Inselgruppen der Südsee hierher gelangen, werden Savanen von Sumatra und Chinesen eingeführt. Die Chinesen finden meist nur Verwendung im Tabakbau, der fast ausschließlich von der Astrolabe-kompagnie betrieben wird.

Leider ist die Sterblichkeit unter den schwarzen Arbeitern sehr groß. So starben z. B. von 600 importierten Leuten im Laufe von zwei Jahren 450, also 75 Prozent.

Die Hauptpflanzungen der von der Neu-Guineakompagnie ins Leben gerufenen Gesellschaft liegen an der Nordküste des Kaiser Wilhelms-Landes in Zomba, Govina und Erina. Bei der Ertragsfähigkeit der Kokospflanzungen sei erwähnt, daß man allgemein von einer Kokospalme einen durchschnittlichen

Reingewinn von zwei Mark im Jahre annimmt. Die Pflanzungen der Kalmegesellschaft werden auf 400 000 Bäume geschätzt. Als Beweis für die vielgerühmte deutsche Einigkeit soll hier die Thatsache angeführt werden, daß die Neu-Guinea- und die Astrolabekompagnie, anstatt Hand in Hand zu gehn, einander spinnefeind sind.

Außer den in den Plantagen gewonnenen Produkten sind einheimische Waffen, Schmuckgegenstände und Hausgeräte Haupthandelsartikel. Sie werden wegen ihres ethnologischen Wertes teuer bezahlt. Vor allen Dingen aber führt das Schutzgebiet einen chinesischen Lederbissen, den Trepang, aus. Unter „Trepang“ versteht man Seewalzen, Holothurienarten, die in Menge gefangen, mit Popaiblättern und Seewasser gekocht, danach an der Sonne getrocknet und in Fässern verpackt nach dem „Sinnlichen Reiche“ exportiert werden, wo man unglaublich hohe Preise dafür zahlt. Die Tonne Trepang erzielt einen Preis von 110 bis 130 Pfund Sterling, also 2200 bis 2600 Mark. Regelmäßigen Verkehr mit der zivilisierten Welt unterhält der aller acht Wochen von Singapore aus das Gebiet durchfahrende Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Stettin.“ Seine Ankunft in den Ansiedlungen ist für die dort ansässigen Europäer jedesmal ein Fest. Der noch neue, ebenfalls den Archipel befahrende Dampfer der Neu-Guineakompagnie „Johann Albrecht“ ist leider vor etwa neun Monaten bei den Hermitinseln gestrandet.

Weder an der Küste des Kaiser Wilhelms-Landes, noch auf den Inseln des Archipels kann man von der See aus die Hütten der Eingebornen sehen. Die Dörfer liegen meist versteckt im Walde; die Hütten sind klein, unansehnlich, niedrig, aus Bambusstäben aufgeführt, mit Palmblättern gedeckt. Im Dorfe wohnen nur die Verheirateten und die Mädchen; die unverheirateten Männer bewohnen ein außerhalb des Dorfes gelegenes Haus, das sogenannte Junggesellenhaus. Nur am Tage und um sich Nahrungsmittel zu holen dürfen sie das Dorf betreten. Tätowierungen der verschiedensten Art findet man zwar bei allen Stämmen, aber weitaus beliebter sind die Zienarben auf Gesicht, Brust, Schultern und Armen. Die den Körper nach unserm Geschmack geradezu entstellenden Verschönerungen erzielen die Schwarzen durch Selbstverwundung mit glühenden Kohlenstückchen. Eine große Gewandtheit entwickeln sie im Schwimmen und Tauchen. Stücke Tabak, ins Meer geworfen, entgehn ihnen nie. Ihre Kanoes, wie überall in der Südsee mit Auslegern auf einer Seite versehen, handhaben sie außerordentlich geschickt; doch habe ich nie irgendwo Segelkanoes gesehen. Im allgemeinen trifft man meist häßliche, unschöne Gestalten und Gesichtszüge an, besonders bei den Weibern. Dennoch gelten die Männer durchweg für sehr eifersüchtig. Die Mädchen werden meist an ihren Ehegemahl verkauft; die für die Häuptlinge Auserkornen werden von Kindheit an wie die Gänse gemästet und genudelt, dürfen sich nur sehr wenig Körperbewegung machen, damit sie recht fett werden; denn hier heißt es: „Je fatter, desto schöner!“ Als Kaufgeld hat man oft sogenanntes Muschelgeld (diwarra). Dieses Geld wird folgendermaßen hergestellt: Eine seltne Muschel-

art wird in kleine Stücke zerfchlagen, diese werden auf ausgehöhlte Stäbchen gelegt und damit auf angefeuchteten harten Steinen so lange gerieben und geschliffen, bis sie vollständig glatt und rund sind. Das fertige Stück ist etwa einen Millimeter dick und hat die Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstücks. Nun wird jedes Stück mit Hilfe eines spitzen Feuersteins gelocht und die fertigen Stücke auf einer etwa 30 Centimeter langen Schnur dicht aneinander gereiht. Diese Schnüre repräsentieren das Muscheltgeld und gelten als Zeichen von Wohlhabenheit und Reichtum des Besitzers. Bei festlichen Gelegenheiten werden sie als Halschmuck getragen. Der Wert des Muscheltgelds ist schwer anzugeben. Für eine Jungfrau bezahlen der Ehegatte oder seine Eltern zehn bis zwölf Schnüre; doch geht der Kaufpreis zurück, wenn sich die Gatten nicht vertragen.

Die Kleidung der Insulaner ist durchweg dürftig; oft sucht man sie bei beiden Geschlechtern vergeblich. Zuweilen tragen die Männer einen kurzen, aus Baumbast gefertigten Schurz, der durch die Beine gezogen wird und vorn etwas länger herunterhängt. Hier und da findet man auch wohl als Kopfbedeckung etwa vier bis fünf Centimeter hohe, dütenförmige Kappen aus Kokospalmblättern geflochten. Die Frauen bekleiden sich meist mit einer Art kurzem Unterrock aus fein gespaltnen Palmblättern. Man rühmt dem schönen Geschlecht große Mutterliebe nach und den Segen einer überaus reichen Milchquelle. So ist es durchaus nichts seltnes, daß Frauen außer ihrem Kinde noch ein junges Ferkelchen groß säugen. Und dieses steht sich gar nicht schlecht dabei; es gedeiht vortrefflich.

Eine entschiedne Vorliebe haben beide Geschlechter für Schmuck und Putz. Für sehr kostbar gilt ein Halschmuck aus vielen Reihen Perlen und Hundezähnen, der indes nur von Frauen angelegt wird. Die Männer fügen diesem Schmuck noch Eberzähne und Muscheln hinzu. Arme und Füße werden mit Bastringen geschmückt, in die zahlreiche Muscheln kunstvoll eingeflochten sind. Die Stirn zieren Bänder mit aufgereihten Muscheln, Perlen, Zähnen. Bemalte und geschnitzte Holzkämme und bunte Federn werden im Haare befestigt. Einen sehr angenehmen Eindruck macht das Durchflechten aller Schmuckgegenstände mit frischen Blumen, Gräsern und Farnen. An einigen Orten, z. B. Herbertshöh und Matupi, sah ich die Nasenflügel und Nasenscheidewand mehrfach durchlöchert und kleine Pflöcke oder Holzstäbchen (girn) hineingesteckt, vereinzelt auch hufeisenförmig gebogene Perlmutterstückchen. Ein Gegenstand, den der Schwarze nie ablegt, ist der Awelong. Es ist dies eine Tasche, in der er die ihm unentbehrlichsten Dinge unterbringt, wie kleine Gefäße aus hohlen Kürbissen, mit Kalk und Arefanuß gefüllt. Durch Zusammennischen beider Substanzen erhält man einen roten, scharf beißenden Brei, Betel genannt, den die schwarze Bevölkerung mit Stäbchen zum Munde führt und leidenschaftlich gern kaut. Mund und Zähne färben sich davon intensiv rot.

Wenn die Insulaner Tänze aufführen, so begleiten sie die mit Gesang und dem eintönigen Klang kleiner Trommeln, die aus ausgehöhlten Holzstücken

mit darüber gespanntem Fell bestehen und bei der Handhabung über den Kopf gehalten werden. Die Männer erscheinen bunt bemalt, vorzugsweise mit roter Farbe, und geschmückt mit frischem Grün. Der Solotänzer trägt einen hohen Kopfsputz aus farbigen Federn. Die Mitte krönt ein ausgestopfter Paradiesvogel. Im Bismarck-Archipel trifft man bei den Eingebornen häufig die Sitte an, initiierte Vogelköpfe vor das Gesicht zu bringen, die an einer kleinen Holzplatte mit den Zähnen festgehalten werden.

Der Charakter der Bevölkerung ist, wie bei den vielen Stämmen und vermischten Rassen natürlich ist, sehr verschieden. Die Bewohner der Blanchebai sind ziemlich friedfertig, während den Papuas und vor allem den Insulanern des Bismarck-Archipels nicht über den Weg zu trauen ist. Mancher Weiße ist hier schon ermordet worden, wie noch vor kurzem der Landeshauptmann des Kaiser Wilhelms-Landes, von Hagen. Die Bukaleute von der nördlichsten Insel der Salomonsgruppe gelten für die zuverlässigsten und tapfersten Leute. Deshalb rekrutiert sich die schwarze Schutztruppe des Richters in Herbertshöh aus diesen. Der Kannibalismus ist noch durchweg verbreitet und wird auch wohl in absehbarer Zeit nicht ausgerottet werden können. Den Erzählungen eines langjährigen Ansiedlers entnehme ich über die Sitte der Menschenfresserei folgende wahre Einzelheiten: Der Kopf der zum Verspeisen bestimmten Opfer oder der Leichen erschlagener Feinde wird vom Rumpfe getrennt und so lange gekocht, bis nur noch die Knochen vorhanden sind. Der Schädel wird dann in der Sonne gebleicht und vor dem Hause des siegreichen Häuptlings auf eine lange Stange gesteckt. Die Arm- und Bein Knochen werden ausgelöst, sorgfältig gereinigt und zur Verzierung von Bogen, Pfeilen und Speeren verwandt. Die Eingeweide werden ins Meer geworfen, den Fischen zum Fraß. Der Leichnam wird von festlich geschmückten und mit bunten Farben bemalten Frauen der Dorfschaft in Stücke geschnitten, diese sorgfältig in Kokosnußmilch gewaschen und mit allerlei scharfen und würzigen Kräutern in Bananenblätter eingewickelt. Nun werden größere und kleinere Steine im Feuer erhitzt, die präparierten Fleischstücke in eine Grube zwischen die heißen Steine gelegt, Erde darauf geschüttet und das Fleisch langsam gar gebraten. Dieser Vorgang währt drei Tage, die Steine werden öfter ausgewechselt. Während dessen darf niemand von den Teilnehmern an der Mahlzeit irgend etwas genießen. Nach dieser Zeit wird das Fleisch ausgegraben, und das Festmahl nimmt unter Gesang und Tanz seinen Verlauf.

Leichen von Leuten des eignen Dorfes oder Stammes werden nicht verspeist, sondern mit ihren besten Schmuckgegenständen angethan auf einem besonders hergerichteten Gestell verbrannt. Herz und Beckenknochen werden, wenn der Verstorbene der niedern Volksklasse angehört, vergraben. Stirbt ein Häuptling, so wird sein Herz getrocknet, in kleine Stücke geschnitten und unter den Verwandten verteilt, die es als Amulett tragen. Etwa drei bis vier Monate nach dem Begräbnis findet auf demselben Platze ein großes Festmahl statt. Hierzu wird ein Schwein an dem Gerüst, auf dem die Leiche verbrannt wurde,

angebunden und das Gerüst in Brand gesteckt. Hierbei versengen die Borsten des Tieres, das nun geschlachtet und zum Essen zubereitet wird. Als Zuthat dient das Mark junger Kokospalmen.

Das ganze nordöstliche Gebiet auf Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel sind zwar auf den Karten als deutsches Schutzgebiet verzeichnet; aber es giebt da noch weite, weite Strecken, die noch kein Europäer betreten, geschweige denn erforscht hat; es giebt da noch manche Insel, die niemand kennt, von der niemand etwas weiß. Viele Inseln sind unbewohnt, auf andern sterben die Stämme, meist infolge sexueller Krankheiten, aus, so z. B. auf den Hermitinseln, die nur noch etwa dreißig Männer aufweisen sollen. Dasselbe Los trifft die Bewohner der Anachoreten. Allgemein ist hier die gewiß seltne Thatsache konstatiert worden, daß es unter der Bevölkerung mehr Männer als Frauen giebt. Fast auf jeder der vielen Inseln und Inselgruppen fand ich andre Menschenklassen, andre Gebräuche, andre Sprache.

Die wenigen, über das Schutzgebiet verstreuten Weißen führen ein jammervolles, ödes Leben, das jeder Beschreibung spottet. Täglich, stündlich in Gefahr, getötet und verspeist zu werden, sind sie nur auf die Vortrefflichkeit ihrer Schusswaffen angewiesen. Es ist mir unverständlich, daß es Menschen geben kann, die unter Verzichtleistung auf alles, was menschenwürdig leben heißt, ihre Tage und Jahre in so elender Lage zubringen können. Ich begehe wohl kein Unrecht, wenn ich annehme, daß viele darunter sind, die triftige Gründe von Heimat und Lieben, Vaterland und Kultur fortgetrieben haben, weit, weit fort in diese einsamen und fast vergessenen Gegenden.

Ich will meine kleine Schilderung schließen mit einem wahrheitsgetreuen Abriß aus dem Leben eines Mannes Namens Gangloff, dessen wechselvolles Geschick das Interesse jedes den Bismarck-Archipel Bereisenden in hohem Grade erweckt und dem Leser ungefähr ein Bild von den Gefahren und Schwierigkeiten geben soll, die den Weißen in diesen fernen Schutzgebieten des Deutschen Reichs ständig bedrohen. Gangloff, ein geborner Russe, lebte zur Zeit des deutsch-französischen Kriegs als naturalisierter Franzose in Straßburg im Elsaß. Er trat später in die französische Armee ein und nahm als Offizier an den Feldzügen nach Marokko und Tripolis teil. Bei einem Streit mit seinem Hauptmann erschoss er diesen, deshalb wurde er von den Gerichten zu fünfjähriger Zwangsarbeit und Deportation nach Neu-Kaledonien verurteilt. Nach verbüßter Strafe entfloh er mit zwei Leidensgefährten in einem winzigen Boote. Wochenlang irrten die Flüchtlinge auf dem weiten Meere unter unbeschreiblichen Qualen, Strapazen und Entbehrungen umher. Schließlich landeten sie, dem Tode nahe, auf Finschhafen im Kaiser Wilhelms-Land. Die deutsche Regierung hielt sie fest und stellte sie der französischen zur Verfügung. Diese machte jedoch von dem Angebot der Auslieferung keinen Gebrauch. So wurden sie frei gelassen, ihnen aber die Alternative gestellt, entweder sich im Bismarck-Archipel anzufiedeln oder das Schutzgebiet zu verlassen. Sie wählten das erste und ließen sich auf der Insel Nusa nieder.

Hier führten sie ein gefahrvolles Leben. Die Schwarzen überfielen sie häufig, brannten ihre Behausung nieder, beraubten sie und ließen ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. Die Unglücklichen litten entsetzlich unter der beständigen Furcht vor Überfällen und martervollem Tod. Krank, von bösen Fieberanfällen geplagt und ohne richtige Ernährung und Pflege erlahmten sie in ihrer Wachsamkeit, und so gelang es nach etwa anderthalbjährigen Kämpfen den Eingebornen, die beiden Gefährten Gangloffs zu töten, die unter Jubel und Tanz verzehrt wurden.

Die Zeit des Festschmausens benutzte Gangloff, obwohl aus mehreren Wunden blutend, zur eiligen Flucht. Er rettete das nackte Leben auf die Insel Rung. Hier gelang es ihm, sich den Schutz eines Häuptlings zu sichern. Er erbaute eine Hütte und erwarb etwas Land; jedoch fand er nicht eher Ruhe und Frieden vor den Insulanern, bis er sich mit der Tochter des Häuptlings vermählte. Wie wenig er indes seiner schwarzen Umgebung trauen konnte, sollte ihm folgender Vorfall zeigen. Eines Tags begab sich Gangloff auf den Fischfang, wozu er sich der Dynamitpatronen zu bedienen pflegte. Unglücklicherweise kreperte eine derselben, während er sie noch in der Hand hielt, und verstümmelte ihn grauenhaft. Der rechte Arm wurde bis auf einen kurzen Stumpf zerschmettert, die ganze rechte Gesichtshälfte und das rechte Auge zerrißen. Die Schwarzen, die ihn hilflos glaubten, fielen ihn sofort an; aber es gelang dem energischen Manne, den Revolver mit der linken Hand zu ziehn und sich der Angreifer zu erwehren. Noch mehr als das. Er zwang den Häuptling, indem er ihm den Revolver auf die Brust setzte, ein Boot zu bespannen, das ihn zum Arzt nach Herbertshöh bringen sollte.

Als das Boot etwa eine Seemeile von Land entfernt war, sprangen plötzlich alle Ruderer über Bord und ließen ihn allein zurück. Unter unsäglichen Mühen brachte er, nur auf den linken Arm angewiesen, das Boot zur Insel zurück und erzwang von dem Häuptling zum zweitenmale ein Boot. Nach sechstägiger Fahrt und zweitägigem Marsch durch Sumpf und Urwald, während er sich unter ungeheuern Schmerzen die schrecklichen Wunden nach Möglichkeit wusch und kühlte, zu Tode erschöpft, da er aus Furcht vor einem Überfall durch seine schwarzen Begleiter fast nicht zu schlafen wagte, langte er in bedauernswertem Zustande in Herbertshöh an.

Der rechte Arm wurde amputiert, die Wunden geheilt, die Augenhöhle gereinigt, und schon nach sechs Wochen sehen wir ihn wieder auf dem Wege nach der Insel Rung. Mit seiner erstaunlichen Energie und unbeugsamen Willenskraft hat er hier in den letzten Jahren geradezu Großes geleistet. Er nennt heute eine Plantage von etwa 10000 Früchte tragenden Kokospalmen sein eigen, exportiert außer Kopra und Waffen der Eingebornen den kostbaren Trepang. Obgleich er ein armer Krüppel ist, und seinen Körper die Narben vieler Speerstücke bedecken, fürchten ihn die Schwarzen sehr, die er durch wilde Energie und tollkühnen Mut in Schranken hält. Er gilt für einen wohlhabenden, ja reichen Mann; auch ist seiner Ehe ein Knabe entsprossen, der

einst das Erbe des Vaters antreten und mehren soll. Ob er aber zu beneiden ist? Wen gelüstet, nach diesem Schutzgebiete Deutschlands als Vorkämpfer westlicher Kultur zu ziehen? Der Weg ist frei, und das Gebiet ist weit!



## Weiteres über Ibsen

(Fortsetzung)

### Grüblerdramen



an mag die Aufgabe des Dramas darin sehen, daß es uns den menschlichen Makrokosmos im Mikrokosmos einer einzelnen Begebenheit, oder darin, daß es uns einen bedeutenden Charakter in den bedeutendsten Augenblicken seines Lebens zeigt, in jedem Falle geben Revolutionen dankbare Stoffe ab; verläuft doch die Weltgeschichte als eine Kette von Umwälzungen, und bieten doch gerade die gewaltsamsten Umwälzungen den Charakteren die reichlichste Gelegenheit dar, sich im Handeln und Leiden zu bewähren. Trotzdem giebt es nicht viele Revolutionsdramen, die der Aufnahme in die Weltliteratur würdig gewesen wären. In Shakespeares Königsdramen finden wir wohl Empörung der Großen und Volksaufstände, aber nur als Hintergründe und Begleitererscheinungen, ohne daß auf den aufrührerischen Charakter dieser Begebenheiten Gewicht gelegt würde. In Macbeth ist der Mord Duncans und Banquos wichtig als Verbrechen, nicht als Mittel der Staatsumwälzung. Unser heutiger Begriff von Revolution war eben früher noch gar nicht vorhanden; er konnte nicht aufkommen, weil Staatsumwälzungen im Altertum — die paar Jahrhunderte römischer Kaiserherrschaft abgerechnet — und im Mittelalter die alltägliche und sozusagen ordnungsgemäße Form des politischen Lebens, deshalb gar keine auffälligen Erscheinungen und keine von Krieg und Fehde verschiedene Kategorie waren. Erst nachdem der moderne Staat mit seinem absoluten Königtum entstanden und als eine göttliche Ordnung anerkannt worden war, die umzustürzen Frevel sei, erst nachdem die Gelehrten angefangen hatten, die Frage zu erörtern, ob es einem Volke erlaubt sei, sich eines Tyrannen zu entledigen, erst da konnte der moderne Begriff der Revolution entstehen und mit ihm die Revolution selbst und das Revolutionsdrama.

Der großen Revolutionszeit verdanken wir den Figaro von Beaumarchais und Schillers vier oder fünf Revolutionsdramen. (Fiesko ist am Ende mehr Intrigenstück, dagegen muß man Kabale und Liebe dazu rechnen, weil es, wie Figaro, zwar nicht von Revolution spricht, aber sehr kräftig zu einer solchen anreizt.) Seitdem hat sich die Welt wieder bedeutend geändert. Wie